

beitrag zu den Rabbinitica war. In einer Zeit jedoch, in der die Talmudkritik zu einer beachtlichen und selbständigen Disziplin wird, sollte doch Geigers Namen mit dieser in Verbindung gebracht werden. Sein Beitrag zur Talmudkritik bestand zwar nicht so sehr in dem, was er sagte, als vielmehr in seiner Weigerung, die wissenschaftliche Erkenntnis der Tradition unterzuordnen. Denn abgesehen von einer möglichen Annahme, galt die Abweichung von der herkömmlichen rabbinischen Tradition bis zu Geigers Zeit als unüblich.

Um das Wesen der Talmudkritik transparent zu machen, führt Weiss Halivni einige Paradigmata an: Der Historiker Heinrich Graetz, der in jungen Jahren die Talmudkritik missbilligte, machte später in seinem Geschichtswerk von dieser reichlich Gebrauch. Dabei unterschied er in seiner Forschung zwischen Geschichte und Halacha, welche letztere er aus seiner Kritik ausschloss. Geiger hingegen machte diesen Unterschied nicht und dehnte seinen kritischen Apparat auf alle Gebiete und Texte des Talmud aus. Beachtenswert ist sein Hinweis auf das System der Reihung der Traktate. Der Versuch jedoch, in Geigers Schriften eine textkritische Stelle zum Talmud zu finden, die in ihrer Methode an R. Menasse, den Schüler des Wilnaer Gaon erinnerte, blieb ohne Erfolg, obwohl R. Menasse in seiner Kritik der Methode Geigers näherstand als der des Graetz. Dies sei darauf zurückzuführen, dass Geigers Interesse nicht der Halacha an sich gegolten habe, sondern ausschliesslich dem Zwecke der historischen und theologischen Forschung.

Abschliessend stellt Weiss Halivni folgende Überlegung an: In dem Werk des Wilnaer Gaon »Schemot Elijah« befinden sich Passagen, die darauf hinweisen, dass sich dieser erlaubte, von der herkömmlichen Gemarainterpretation abzuweichen. Dies wird von dem ebenfalls aus Wilna stammenden R. Schmu'el Straschun in einer Glosse zu Pesachim 74a bestätigt. Es ist wohl kaum anzunehmen, dass Graetz bzw. Geiger von der in Kreisen des litauischen Rabbinitismus herrschenden Neigung zur Talmudkritik gewusst haben. Daher wirft der Verfasser der Studie die Frage auf, ob die Konfrontation eines neuen Geschichtsbildes mit dem Talmud dessen Verständnis gefördert hat oder ob die sich allgemein durchsetzende wissenschaftlich-kritische Analyse an verschiedenen Orten und voneinander unabhängig zu einer Talmudkritik geführt haben konnte.

Die Serie schliesst mit einem Aufsatz von Jakob J. Petuchowski über »Abraham Geiger, the Reform Jewish Liturgist«. Konzis und zugleich klar schildert Petuchowski den Weg des von Geiger edierten Gebetbuches von Europa nach den USA. Auffallend ist, dass selbst Geiger, der sein Gebetbuch durchaus nicht als wertvollen Beitrag zur Wissenschaft des Judentums betrachtete, es sonderbar findet, dass die Reformatoren Jastrow und Hochheimer es für nachahmungswürdig hielten. Wenn Geiger einen Zusammenhang zwischen dem von ihm edierten Gebetbuch und der Wissenschaft vom Judentum sieht, so sollte auch der Zusammenhang zwischen dieser Wissenschaft und der bürgerlichen Lage der Juden in Deutschland, welche diese Wissenschaft ausgelöst hat, gesehen werden. Diese Zusammenhänge werden für die amerikanische Religionspraxis anscheinend als irrelevant betrachtet.

Der europäische Leser jedoch, der in einer leider so dezimierten Nachkriegsgesellschaft nur Spuren jenes reformatorischen Geistes auf dem Boden seiner Entstehung kennengelernt hat, kann nicht umhin, diese auf die Gesamtentwicklung des Judentums zu beziehen. Aus der von Petuchowski zitierten Stelle eines Briefes vom 28. 4. 1870,

den Geiger an seinen Freund, den Orientalisten M. A. Levy, schrieb, ist zu ersehen, wie er sein Gebetbuch bewertet hat: »Although it contributes nothing to science (Wissenschaft), it is nevertheless partly of practical importance, and partly a matter of honour.« Auf die praktische Bedeutung dieses Gebetbuchs zur Zeit Geigers geht aber Petuchowski nicht ein, er nimmt ebensowenig Stellung zu dessen Bedeutung für das amerikanische Judentum bzw. das Judentum schlechthin. Statt dessen spricht er von dem Erfolg der Liturgie, die er erstaunlicherweise in der »Divergenz« sieht, die zwischen Geigers liturgischer Theorie und Praxis bestehe. Der Praktiker Geiger habe nicht mehr oder nicht mehr in diesem Masse auf jenen liturgischen Änderungen bestanden, welche der Theoretiker forderte – unter anderem wäre den Begriffen »das jüdische Volk«, »amalek«, sowie der hebräischen Sprache und der Hoffnung auf Jerusalem ihre Bedeutung genommen worden. Dass Geiger infolge seiner Einstellung zur deutschen Umwelt, in der er lebte – das deutschsprachige Gebet rief bei ihm mehr Hingabe hervor als das hebräische (S. 45) –, dem jüdischen Gebet seine nationale Substanz nehmen wollte, liegt auf der Hand. Die Frage allerdings, ob er sich darüber im klaren war, dass er damit der Liturgik ihre Essenz nahm und sie seiner subjektiven Haltung unterwarf, kann hier nicht erörtert werden.

Zusammenfassend soll festgestellt werden, dass auch Petuchowski den Standpunkt Geigers hinsichtlich der erwähnten Eliminierungen nicht teilt. Diese allerdings mit dem Hinweis abzutun, Geiger sei ein Kind seiner Zeit, ist nicht ausreichend. Seine Zeit und besonders die darauf folgende Generation hatte Männer, deren Würdigung des Judentums das einigende Kriterium, das Hebräische, zu fassenden Kenntnis des Judentums und der Identifizierung mit dessen Schicksal geschah.

Vergleicht man all die Mühe, die sich Geiger gab, dem Judentums das einigende Kriterium, das Hebräische, zu nehmen, ihm sein Empfinden für Jerusalem abzusprechen und den Begriff »jüdisches Volk« zu leugnen, mit dem Werk jener Männer, denen diese Werte heilig waren, neigt man trotz aller wissenschaftlicher Verdienste Geigers dazu, dem beizupflichten, was Scholem (S. 4) über ihn sagte.

Eine Wiederaufnahme der Diskussion über Geiger ist begrüssenswert. Die Aufgliederung der Studie in vier Teile gewährleistet eine erschöpfende Abhandlung des Werkes Abraham Geigers. Die Perspektiven allerdings sind keineswegs neu, zumindest nicht für den europäischen Leser.

Jacob J. Allerhand, Wien

JAKOB J. PETUCHOWSKI: Beten im Judentum. In englischer Ausgabe unter dem Titel: »Understanding Jewish Prayer«*. Aus dem Englischen übertragen von Elizabeth R. Petuchowski. Stuttgart 1976. Verlag Katholisches Bibelwerk. 123 Seiten.

Wer der These zuneigt, das Judentum erschliesse sich von seiner Esoterik her in zuverlässiger Weise, der wird mit Neugier zu dem Bändchen »Beten im Judentum« greifen. Und das Vorwort zur aus dem Amerikanischen übersetzten Publikation verstärkt die Erwartung eines christlichen Theologen, stellt es doch die Behandlung dessen in Aussicht, »was der Jude im jüdischen Gebeterlebnis erfährt und was die Tradition der jüdischen Theologie darüber zu sagen hat« (7).

Der bekannte Autor beleuchtet das »Gebet an sich« in fünf Kapiteln, um mit dem sechsten Kapitel eine Erörte-

* New York 1972 (vgl. FR XXVI/1974, S. 109. Anm. d. Red. d. FR).

rung der Frage »Kann der moderne Mensch noch beten?«
 anzuschliessen. Im ersten Kapitel unter der Überschrift
 »Spontaneität und Tradition« (11–28) bestimmt er das
 Verhältnis von *kawwanah*, dem persönlichen Gebet, des-
 sen Innerlichkeit ungezwungen glückt, und *qebha'*, dem
 der festgelegten liturgischen Formel folgenden Gebet.
 Petuchowski vergegenwärtigt den geschichtlichen Vor-
 gang der Festlegung des *qebha'*-Gebets und verflüssigt die
 scheinbare Antithese zur wechselseitigen Verwiesenheit:
 »Die *kawwanah* der einen Generation wird zur *qebha'*
 der nächsten Generation« (21). Und: »Die lange Ge-
 schichte des *qebha'* ist also an sich ein aufschlussreicher
 Beweis für die Macht der *kawwanah* in der Entwick-
 lung der jüdischen Liturgie« (27). Beim zweiten Kapitel
 »Gabe und Gebot« (29–39) geht es um das Gebet als
 Pflicht wie als Geschenk. Der Autor bewertet das Pflicht-
 gebet positiv als »befreiende Pflicht«. »Gebet als *Pflicht*
 erhält unsere Fähigkeit zu beten am Leben« (37), was mit
 einem bemerkenswerten Zitat von A. J. Heschel belegt
 wird. »Kult, Unterhaltung und Gottesdienst« sind die
 Stichworte des dritten Kapitels (40–51), welches die
 ästhetische Seite des synagogalen Gottesdienstes bedenkt
 und gleichzeitig die Weite des Verfassers durchscheinen
 lässt: Petuchowski stimmt mit dem katholischen Reli-
 gionsphilosophen Romano Guardini überein, der in der
 Liturgie ein »Spiel« vor Gott und ein Werk der Kunst
 sah. Sein Konsens mit dem Katholiken Guardini geht je-
 doch nicht zu Lasten eigener Wertung und Programmatik
 etwa in der Frage von neuen Gottesdienstversuchen, wie
 sie wohl für die Szene des amerikanischen Judentums
 typisch sind. »Die moderne Synagoge ist die Nachfolgerin
 des ehemaligen Tempels. Deshalb muss sie, zusätzlich zu
 ihren anderen Funktionen, dem modernen Juden die Art
 und Weise geistiger und religiöser Ausdrucksmöglichkeit
 bieten, die seine Ahnen im Heiligtum zu Jerusalem vor-
 fanden. Und das umfasst ausser der legitimen »Unter-
 haltung« und gesellschaftlichen »Lebensnähe« auch einen in
 »Treue und Gehorsam« getanen Gottesdienst, eine Ge-
 legenheit, die *mizwah* des Gebets zu erfüllen und einen
 liturgischen Rahmen, dem etwas von der Permanenz der
 ehemaligen ständigen Brandopfer anhaftet« (51).
 Ganz ähnlich verbindet der Verfasser die Rückschau in
 die Geschichte mit der Perspektive der Zukunft in seinem
 fünften Kapitel »Hebräisches Gebet und Gebet in der
 Landessprache« (62–79), nachdem er zuvor im vierten
 Kapitel (52–61) »Bitte und Lob« behandelt hat. Der be-
 sonderen Erwähnung wert erscheint die Prognose des
 Fachmanns: »Was die Zukunft des jüdischen Gebetbuchs
 betrifft, so wird wohl der Hebräisch sprechende Staat
 Israel noch zu ... tiefgreifenderen liturgischen Änderun-
 gen führen« (78) – aber auch die wirklich erhellende Be-
 leuchtung des Phänomens des Kaddischgebets; der nicht-
 jüdische Leser dieser Passage versteht nach der Lektüre,
 warum es so ist, wie es bei vielen des Hebräischen nicht
 mächtigen Juden ist: »Wessen Herz voll ist, der findet
 sich durch Unkenntnis der Gebetssprache im Gebet nicht
 gestört« (70). Das sechste Kapitel (80–94) bietet eine
 argumentative Darlegung von Perspektive und Hinter-
 grund heutiger Gebetsmüdigkeit und bleibt sich dabei der
 Grenzen des Argumentativen bewusst: »Wir haben auch
 festgestellt, dass unsere Fähigkeit zu beten letzten Endes
 von unserer Fähigkeit abhängt, uns als Geschöpfe Gottes
 zu betrachten. Es gibt Menschen, die diese Fähigkeit
 haben, und andere, die sie nicht haben ... Darum müssen
 wir unsere Antwort beenden, wie wir sie auch begonnen
 haben: Kann der moderne Mensch beten? Einige können
 es, andere nicht« (94).

Wer das Bändchen durchgearbeitet hat, hat sein Ver-

ständnis jüdischer Gebetspraxis und Tradition vertieft.
 Obwohl es sich als jüdische Selbstvergewisserung in einer
 grundlegenden Frage des Judentums gibt, ist es aus-
 gezeichnet geeignet, demjenigen einen profunden Einblick
 zu gewähren, der ihn vom christlichen Nachbargrund-
 stück aus nehmen will. Judentum, ja sein Eigenstes wird
 hier im besten Sinn des Wortes erschlossen. Dabei impo-
 niert nicht nur die Darstellungsart, die den souveränen
 Meister seines Fachs als »bescheidenen« Gelehrten aus-
 weist: Er schreibt verständlich und trägt seine Gelehrsam-
 keit nicht protzig auf. Ebenso gewinnend wirkt Petu-
 chowskis Fähigkeit zur Vermittlung bzw. Offenheit: Er
 lässt seine Sympathie für das Reformjudentum zutage
 treten (vgl. 25 f., 27, 64) und verzichtet dennoch nicht
 auf sein Recht zur Kritik daran (vgl. nur 57, 77); er ist
 mit der orthodoxen Reaktion gewiss nicht einverstanden
 (vgl. nur 27, 64) und nimmt sich dennoch die Freiheit,
 den legitimen Kern des orthodoxen Anliegens herauszu-
 stellen (vgl. 74–77). Und dass er Fremdes aufnimmt ohne
 Einbusse des Eigenen und jüdische Zukunft zu skizzieren
 weiss im Hindurchgang durch die Geschichte des Juden-
 tums, davon war bereits die Rede.

Hans Hermann Henrix, Aachen

LEON POLIAKOV: Geschichte des Antisemitismus Bd. I:
 Von der Antike bis zu den Kreuzzügen. Übersetzt von
 Rudolf Pfisterer. Originaltitel: Histoire de l'Antisémitisme.
 Worms 1977. Verlag Georg Heintz. 93 Seiten.

Kurz vor Erscheinen des FR sei noch auf dieses wichtige
 Werk hingewiesen, das in acht Bänden erscheinen soll. Der
 vorliegende erste deutsche Band beschreibt anhand eines
 reichen Quellenmaterials die Entwicklung der jüdisch-
 christlichen Beziehungen von der Antike bis zum Beginn
 der Neuzeit. Zunächst werden die Lebensbedingungen der
 Juden im römischen Imperium dargestellt; ein Vergleich
 mit der Situation inmitten der heidnischen Kulturen des
 Fernen Ostens, Chinas und Indiens schliesst sich an. Es
 folgt eine Schilderung der Zustände im Europa des Hoch-
 mittelalters, wo die Juden noch zahlreiche Privilegien ge-
 nossen haben. Die guten jüdisch-christlichen Beziehungen
 bestanden Jahrhunderte hindurch und überdauerten so-
 gar – trotz der sie begleitenden Massaker – die blutige
 Welle der Kreuzzüge. Erst danach verschlechterten sich
 die Lebensumstände der Juden zusehends, was Thema des
 folgenden 2. Bandes sein wird, der unter dem Titel »Das
 Zeitalter der Verteufelung und des Gettos«, voraussicht-
 lich 1977, erscheinen soll.

G. L.

GABRIELLE SED-RAJNA: Azriel de Gerona. Com-
 mentaire sur la liturgie quotidienne. Introduction, traduc-
 tion annotée et glossaire des termes techniques par Ga-
 brielle Sed-Rajna. Leiden 1974. E. J. Brill (Etudes sur le
 judaïsme médiéval 5). XI u. 196 Seiten.

Die Publikationen der von Georges Vajda umsichtig ge-
 leiteten Reihe, in der Gabrielle Sed-Rajnas kommentierte
 Übersetzung des Kommentars zur täglichen Liturgie von
 Azriel von Gerona erschienen ist (der Band enthält in
 Form von Anhängen noch zwei kürzere Texte des Autors:
 den Kommentar zum Musaf-Gebet des Neujahrsfestes,
 S. 124–141, und die Grundregeln für die rechte Verrich-
 tung des Achtzehngebets, S. 142–147), entsprechen –
 umstritten oder nicht – durchweg hohem wissenschaftli-
 chem Standard. Während die drei ersten Bände der the-
 matischen Behandlung philosophiegeschichtlicher (Colette
 Sirat, Jacques Schlanger) und kunstgeschichtlicher (Men-
 del Metzger) Fragen gewidmet waren, geht es in den drei
 folgenden (Georges Vajda, Gabrielle Sed-Rajna, David